

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 126.

Dienstag, 30. Mai.

1916.

(20. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

„Hören Sie, die Sache erscheint wichtig genug, ich verstehe nicht, wie ich nicht gleich daran gedacht, denn ich habe Sie tatsächlich sehr eifrig erwartet, um Ihnen Mitteilung zu machen: Es handelt sich um Ihre Schwester.“

Sie erzählte alles, was sie von der Wirtschaftlerin des verstorbenen Generals gehört, gespannt horchte Sergei, während das Interesse des Kranken nach und nach zu schwinden begann, als er hörte, um was es sich eigentlich handelte. Wenigstens schien das so, er hatte die Augen geschlossen und schien einzuschlafen.

Nachdem Olga geendet, sah Sergei eine Weile gedankenvoll, dann fragte er:

„Und welche Schlüsse ziehen Sie daraus, was haben Sie gedacht?“

Die Kartaschowa bewegte langsam den Kopf:

„Sehr vieles und viel und doch ohne Resultat. Vielleicht ist die ganze Sache nur ein Hirngespinnst der alten Frau, vielleicht ist etwas Wahres daran — aber wer soll seine Hand dabei im Spiele gehabt haben.“

Sergei erhob sich:

„Es muß etwas Wahres daran sein, ich erinnere mich, was mir Vera erzählt, was der General ihr am Tag vor seinem Tode gesagt, das stimmt mit den Worten der Wirtschaftlerin, irgend etwas, etwas Ungeheures ist geschehen — wenn ich nur wüßte.“

„Haben Sie nichts von Ihrer Schwester gehört, weiß Ihre Mutter nicht, wo sie ist?“

Sergei verneinte:

„Ich habe nichts gehört, wie ich Ihnen schon oft gesagt, auch ob meine Mutter etwas weiß — ich glaube fast, trotzdem sie nicht sprechen will.“

„Aber so dringen Sie jetzt darauf, Ihre Schwester muß gefunden werden, es steht doch Großes auf dem Spiele — ich bin jetzt, nach dem, was Sie mir gesagt, überzeugt, daß, daß — ein Verbrechen begangen ist.“

Und als Sergei aufstach:

„Verstehen Sie recht, kein Mord, der General ist eines natürlichen Todes gestorben, das ist außer Zweifel — aber ein Betrug, ein Betrug.“

Aus dem Munde des Kranken, den sie in ihrer Erregung fast vergessen hatten, kamen langsam die Worte:

„Ein Betrug, ja ein Betrug — alle, alle betrügen sie — die einen des Geldes wegen, die anderen —“

In diesem Augenblick wurde formlos, heftig an die Tür gepocht, und als Olga und Sergei ihre Mäde dahin wandten, sahen sie Mascha mit allen Zeichen der Aufregung ihren Kopf hereinstecken:

„Herrin, Olga Petrovna, — kommen Sie schnell, die Dame, von der ich Ihnen erzählt — eben ist sie nach oben gegangen, ich habe sie genau erkannt, es ist des Herrn Doktors Schwester.“

Noch ehe Olga ein Wort der Aufklärung sagen konnte, war Sergei an Mascha vorbeigeeilt, hatte die Tür wieder aufgerissen und war nach der Wohnung seiner Mutter gestürzt. Er drückte heftig auf den Knopf der elektrischen Glocke — ein-, zweimal — hörte

auch das Schwirren ihres Tons im Innern der Wohnung, aber niemand kam, um zu öffnen. Von neuem läutete er — da endlich vernahm er Schritte, die sich der Tür näherten, diese wurde geöffnet, seine Mutter stand vor ihm. Sie behielt die Tür in der Hand, als ob sie ihm den Eintritt verwehren wollte, seinem Drud mußte sie nachgeben, atemlos rief er ihr zu:

„Mutter, warum willst du mir den Weg versperren, Vera ist hier, ich muß sie sehen.“

Frau Tscherkassowa nickte langsam mit dem Kopf:

„Ja, Vera ist hier, sie erwartet dich, wir fürchteten, daß ein Fremder draußen sei, überlegten erst, ob wir öffnen sollten. Gottlob, du bist es, aber wie siehst du aus, bist du krank gewesen, wo warst du so lange? Ich habe mich so geängstigt. Komm herein, Vera erwartet dich, sie war schon vor mehreren Tagen bei dir in der Wohnung, auch im Krankenhaus, hat dich gesucht. Komm — sie will mit dir sprechen. Aber, Sergei“ — sie hielt ihn am Arm — zurück — „keine Vorwürfe, ich sehe Vera, hörst du, deine Schwester ist unglücklich genug.“

So viel Worte hintereinander hatte er seine Mutter lange nicht sprechen gehört, und trotz seiner Erregung schlich sich ein Rächeln in seine Züge, als er sah, wie die Mutter, nachdem sie seinen Arm losgelassen, eilig Zigarettenetui und Feuerzeug aus der Tasche zog. Sie blieb in ihrer Gewohnheit, auch wenn Schicksalsschläge und Aufregungen sie trafen.

Im Zimmer fand er Vera.

Eine Stunde mochte vergangen sein, die Geschwister hatten nicht acht auf die Zeit gehabt — alle? hatte Vera dem Bruder gebeichtet, ihr Denken und Fühlen ihm offenbart, es wie eine Glückseligkeit empfunden, wieder neben ihm sitzen, sich aussprechen zu dürfen.

Ohne sich zu schonen, hatte sie gesprochen, ihr ganzes Innere ihm enthüllt, ihm, was er nicht geahnt, anvertraut.

Als sie von ihrem Verhältnis zu Stroganow zu sprechen angefangen, hatte sie den Bruder schon angesehen, geschnitten, er würde sie verdammen — in Sergeis Mienen jedoch hatte es nur schmerzhaft aufgezuckt, seine Stirn hatte sich gerötet, langsam waren die Worte aus seinem Munde gekommen:

„Ich habe kein Recht, dich zu verurteilen, ich selbst.“

Sie hatte ihm die Hand auf den Mund gelegt:

„Sprich nicht von dir, stell dich nicht niedriger hin als du bist, ich will nichts wissen, ich habe gebeichtet, dir gebeichtet, du, der Reichtiger, hat nur zu vergeben, nicht sich anzuklagen.“

Als sie ruhiger geworden, hatte sie ihm von dem Briefe der alten Barbara erzählt, welche Zweifel ihr gekommen. Daß sie gleich damals ihn aufgesucht, seinen Rat hatte erbitten wollen, wie sie gewartet, sehnsüchtig gewartet, ob er nichts von sich hören lassen würde. „Heut hab ich dir geschrieben, den Brief warst

du zu Hause finden — aber nun bist du bei mir, jetzt wird alles gut werden.“

Die Sergei ihr sagte, was er von Olga Petrovna wusste, daß die alte Haushälterin bei dieser in der Wohnung sei, fragte er:

„Bera, ein Wort noch füge deinem Bekenntnis hinzu: Diebst du Stroganow?“

Sie sah vor sich nieder und schwieg, als ob sie sich, ehe sie Antwort erteilte, prüfen wollte, dann, mit einem schnellen, festen Blick in sein Gesicht:

„Auch wenn ich ihn liebte — ist er schuldig, wäre meine Liebe vernichtet.“

Sergei antwortete nicht gleich. Ganz eigene Gedanken bedrängten ihn: So hatte er seine Schwester doch nicht gekannt. Wohl hatte er stets empfunden, daß ihr die Sehnsucht nach Wohlleben über alles ging, sie hatte ja auch niemals Fehl daraus gemacht, sich oft genug darüber ausgesprochen, wie schwer es ihr sei, zu arbeiten, zu arbeiten, aber das hatte er ihrer Jugend zugeschrieben, mit dem Unglück, das sie in ihrer Ehe gehabt, entschuldigt. So plötzlich war sie von Reichtum und Genuß in die Armlichkeit zurückgeworfen, das hatte sie damals in so verzweiflungsvoller Stimmung gebracht, sie verbittert.

Auch später, als sie verschwunden war, hatte er eine Erklärung dafür gehabt: eine Liebe, eine ungesegnete wohl, aber doch immer eine Liebe hatte sie fortgetrieben. Sie hatte Scham empfunden, ihm, dem Bruder, sich anzuvertrauen — er war darüber hinweggekommen, hatte sie zu verstehen geglaubt, jetzt mußte er erfahren, daß es doch nicht so war: immer nur das eine, der in ihr vorherrschende Haß, die Sucht, das Leben zu genießen. Jetzt wollte sie den Mann, der ihr das alles geboten, selbstlos opfern, empfand kein Mitleid, hatte kein Gefühl für ihn.

Das erschien ihm unfassbar.

War das ein Erkennen, das über ihn gekommen, er hielt er erst jetzt, in dieser Minute, Einblicke in das Herz, in den Charakter seiner Schwester?

Sein Denken verwirrte sich — wie ein Phantom stand plötzlich das Bild einer anderen vor seinen Augen, jener, die weit draußen in ungeweihter Erde ruhte, deren Herz zu warm geschlagen, sie in den Tod getrieben hatte.

Und hier — seine Schwester, lebend, in Schönheit strahlend, mit kaltem Blute das Urteil sprechend über einen, der sie geliebt, vielleicht noch liebte.

Aber es war seine Schwester, er durfte sie nicht verdammen, war es ihre Schuld, daß sie so dachte, so fühlte — handelte sie nicht so, wie die Natur es in sie hineingelegt, ihren Charakter geformt hatte.“

Und doch — ein reuevolles Leid kam über ihn, als ob er die Mitschuld trüge, nicht gewacht hätte über sie, wie ein Nichtsehender neben ihr gegangen war.

Er küßte ihre Hand auf seiner Schulter, das riß ihn aus seiner Träumerei.

„Was sinnst du, Sergei, denkst du nach, was wir tun können, um mir zu meinem Rechte zu verhelfen?“

An nichts anderes dachte sie, immer nur an das eine, an das Geld, an den Reichtum.

Er versuchte sie zu begreifen, mußte die ganze große Liebe, die er für sie gehabt, zusammenraffen, um ihr nicht zuzurufen: „Du handelst unweiblich, gehe hin, sprich dich mit jenem, von dem du dich betrogen wahnst, aus, verzeihe ihm, wenn er gefehlt“ — doch als er sie ansah, wie entschlossen sie da stand, verbündet er, daß Worte nichts nützen könnten.

Er atmete tief auf, dann sagte er langsam, aus seinen Gedanken heraus, als ob er wirklich nachgedacht, nur darüber gesonnen hätte, wie ihr zu helfen wäre:

„Ich will den Notar aufsuchen — der wird ja zu finden sein.“

Sie unterbrach ihn:

„Derselbe ist es, den du mir einmal auf der Straße gezeigt hast — einen tief verschuldeten Lebemann nanntest du ihn.“

„Gut, ich werde ihn aufsuchen, auch einen Advokaten annehmen, der die Sache führen und, wenn es sein muß, die Anzeige erstatten soll — du mußt im Hintergrunde bleiben. Willst du mir alles überlassen und“ — einen Moment zögerte er — „was gedenkst du in der Zwischenzeit zu tun, willst du so weiterleben wie jetzt, willst du zur Mutter zurückkehren?“

„Vorläufig bleibe ich, wo ich bin — lebe ich denn nicht von meinem Geld, um das man mich gebracht, soll ich auch das noch hingeben, was ich jetzt habe, was jener mir vielleicht nur unter dem Druck seines Schuld- bewußtseins gegeben?“

„Bera!“ — er schrie laut ihren Namen heraus, als er sie so sprechen hörte, wie ein Schlag auf sein Gefühl, auf sein Herz hatten ihn ihre Worte getroffen, alles das, was er sich vorher zu ihrer Entschuldigung gesagt, war zurückgetreten, fast Abscheu empfand er vor ihrem Charakter. „Und wenn Stroganow nicht schuldig, wenn alles nur Fabel, Lüge — bedenkst du denn nicht, daß du in Schande und Schmach lebst, in noch größere Schande und Schmach geraten wirst, wenn du ihn mit Unrecht verdächtig hast? Fühlst du denn nicht, daß dein Leben, deine Abhängigkeit von jenem sich nur durch Liebe entschuldigen läßt, begreifst du nicht, daß du ohne Liebe zu jenen Frauen gehörst, die sich um Geld verkaufen?“

Sie war dicht an ihn herangetreten, zornbeugend rief sie ihm zu:

„Halt ein, füge zu all dem Unglück, das mich betroffen, mich mein Leben hindurch verfolgt, nicht noch Schmädhungen! Was ist mir denn geblieben als zu handeln, wie ich gehandelt? — Habe ich nicht versucht, mich durchzuschlagen, zu arbeiten, was kann ich dafür, daß mir die Kraft dazu fehlt, ich nicht die Fähigkeit habe, zu entsagen, daß alles in mir nach Leben, nach Genuß lechzt. Verdamme mich, wenn du den Mut hast, stoße mich zurück, ich werde meinen Weg allein gehen, nur eins sage ich dir: Bieher tot als in Armlosigkeit und Not zu verkommen?“

Sie wandte sich, als ob sie das Zimmer verlassen wollte, schon bereute Sergei, daß er sich hatte hinreißen lassen, zu hart gewesen sei.

„Bera!“ — diesmal erklang ihr Name weich, bit- tend, wie sie es von früher gewöhnt war.

Sie blieb stehen und erwartete ihn, der ihr zur Tür gefolgt war.

Die eine Hand legte er auf den Griff der Tür, als ob er die Schwester am Hinausgehen verhindern wollte, die andere sagte nach ihrem Arm.

„Bleib, Bera, verzeih, ich habe mich fortreißen lassen, wenn du darüber nachdenkst, wirst du mich ver- stehen — aber lassen wir das, was helfen Worte und Barmherzigkeit, sie ändern nichts am Geschehenen.“

Dann nach einer kurzen Pause:

„Ich will dir helfen, ich werde alles tun, was ich kann“, und plötzlich fiel ihm ein, daß er ihr noch nicht gesagt, was er von Olga Petrovna gehört, daß die alte Barvara im Hause sei.

Als sie sich wieder gesetzt, erzählte er ihr. Sie be- wegte nur den Kopf, wie zur Bestätigung, daß sich alles, wie sie bei sich gedacht, so verhalte. Sie sprach nicht mehr, riet auch nicht zu diesem oder jenem, sie wußte, wenn Sergei sein Wort gegeben, für sie zu handeln, konnte sie ruhig sein.

Nach einigen Minuten erhob sie sich:

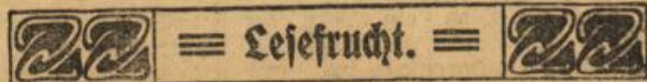
„Ich will noch der Mutter Adieu sagen — wann sehen wir uns? Soll ich zu dir kommen oder wollen wir uns hier treffen?“

Den Bruder aufzufordern, in ihr luxuriöses Heim zu kommen, wagte sie nicht.

„Ich gebe dir Nachricht“ —

Sie reichten sich die Hand, Bera ging.

(Fortsetzung folgt.)



Bernunft, o Mensch, und Wille sind die Waffen, dein Geist zu schäffen.

Robert Prutz, ein Vorkämpfer des Deutschtums.

(Zu seinem 100. Geburtstag am 30. Mai 1916.)

Von Heinz Amelung.

Ein mächtiger Trieb zur nationalen Einheit schien sich 1840 im deutschen Volke kundzugeben, als der französische Minister Thiers kriegerische Töne gegen die deutschen Staaten anschlug, weil die vier Großmächte den Sultan in Schutz nahmen gegen den von Frankreich begünstigten Vizekönig von Ägypten. Damals brausie, mit Begeisterung aufgenommen, Max Schneedenburgers Ruf wie Donnerhall durch die deutschen Lande: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Ernst Moritz Arndt erhob noch einmal seine kräftige Stimme zu dem Kriegeslied gegen die Welschen mit der Lösung: „All-Deutschland in Frankreich hinein!“ Und Nikolaus Becker entzündete alle deutschen Herzen mit seinem Rheinlied; alle schwuren mit ihm: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrei'n!“ Doch mit der Kriegsgefahr verflüchtigte sich mehr und mehr auch wieder die nationale Stimmung; der große Moment fand noch ein kleines Geschlecht, die deutschen Stämme blieben noch für ein Menschenalter gespalten. Da ließ ein junger Dichter, dessen Verse schon vorher hatten aufhorchen lassen, die Mahnung erschallen:

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt!
Euch Deutschen gilt er, nah und fern, euch allen,
So weit ein Hauch von deutschem Munde fliegt:
Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen! . .
Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, grad aufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Mut gesittigt und verschönt. . .
So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.

Als es drei Jahrzehnte später wirklich galt, den deutschen Strom gegen die Begehrlichkeit der Franzosen mit der Hand am Schwert zu verteidigen, da erwachten auch jene Lieder von Becker und Schneedenburger zu neuem, kräftigem Leben und halfen mit, die deutsche Freiheit und Einheit zu begründen; gehört doch nach Bismarcks Urteil „des deutschen Liedes Klang zu den Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einigkeitsbestrebungen verbreitet und erleichtert haben“. Der Dichter aber der oben wiedergegebenen Verse, der sich schon seit seinen Jünglingsjahren kraftvoll eingesetzt hatte für die Erweckung und Stärkung des Deutschtums, für Freiheit und Wahrheit, sah noch das Ziel seiner patriotischen Wünsche erreicht, zu dessen Erlangen er an seinem Teil mit beigetragen hatte; er konnte sich noch der Waffenerfolge der verbündeten deutschen Heere und der Errichtung des deutschen Kaiserreiches freuen, bevor er am 21. Juni 1872 in seiner Heimatstadt Stettin die spitze Feder niederlegte und die redege wandten Rippen für immer schloß.

Bei jeder für das deutsche Volk bedeutungsvollen Gelegenheit ist Robert Prutz in Schrift oder Wort öffentlich hervorgetreten, ratend, wegweisend, mahnend oder warnend; stets hat er leidenschaftlich Partei ergriffen, denn Kampf war ihm Lebensbedürfnis, war ihm Lebenselement.

Gebt Raum, ihr Herrn, ich bitte!
Laßt in des Lebens Mitte
Mich stürmen siegesfroh:
Mich will's zu Taten treiben,
Ihr mögt sie dann beschreiben,
Das paßt uns beiden so!

Zu Taten freilich hatte das Schicksal ihn nicht ausersehen, nur im Kampf der Geister konnte er sich in die vorderste Reihe stellen. Diesem Streit ist er nie ausgewichen, in ihm hat er ausgeharrt bis zum Ende.

So sei's denn Krieg! Nicht zwischen mir und ihnen
Soll Friede sein, die abgehärmt und bleich,
Verweinten Auges, franken Mägdelein gleich
Dem falschen Ruhm der Astermuse dienen!

Dieser „Aufforderung“ ist er treu geblieben; allem Schlechten und Ungefunten in der Literatur ging er rücksichtslos zu Leibe. In der Literatur — denn auf diesem Gebiete konnte er seiner Veranlagung und seiner Vorbildung nach

die größte Wirkung erreichen. Seinen Standpunkt, den er bei der Betrachtung der Entwicklung unserer Literatur gewonnen hatte, sprach er kurz im Schlußwort seiner 1859 erschienenen Schrift über die deutsche Literatur der Gegenwart dahin aus, daß eine erneute Blüte unserer Literatur nicht möglich sei ohne eine Erneuerung unseres gesamten volkstümlichen Daseins. Literatur und Leben gehören also seiner Überzeugung nach zusammen. Danach richtete er sich in seinen eigenen dichterischen Arbeiten auch insofern, als er die Stoffe zu seinen Romanen („Das Engeln“, „die Schwägerin“, „Felix“, „Der Musikantenturm“, „Helene“, „Oberndorf“) größtenteils dem sozialen Leben entnahm; vor Gustav Freytag noch, dem er in vielem wesensverwandt war, suchte er das deutsche Volk bei seiner Arbeit auf. Daneben nahm aber auch die lyrische Dichtung einen beträchtlichen Raum in seinem Schaffen ein. Seine erste Gedichtsammlung erschien 1841. Als reifer Mann erlebte er noch eine zweite Periode lyrischen Schaffens; wie ein von den Entzückungen der ersten Liebe ergriffener Jüngling sang er die Lieder, die er 1858 in dem Bande „Aus der Heimat“ vereinigte. Und dem wiedererschlossenen Quell entströmten weiter die in den Sammlungen „Aus goldenen Tagen“ (1861), „Herbstrosen“ (1864), „Buch der Liebe“ (1869) zusammengefaßten Gedichte. Manches davon ist heute noch lebendig, so die Liebeslieder „Warum duften doch die Rosen so viel schöner bei der Nacht?“ und das andere „Was die Liebe kann begehren, Liebe darf es frei gewähren“, oder die Frühlingslieder „O Herz, du mußt dich fassen“, sowie das vielgeliebte „Studentenherz, was macht dich trüb?“ Nicht unerwähnt bleiben dürfen bei diesem Überblick die Dramen Kayl von Bourbon, Moritz von Sachsen, Erich XIV., der Bauernkönig. Den größten Erfolg aber gewann Robert Prutz 1845 mit seiner satirischen und witzigen Komödie „Die politische Wochenstube“, die in ihrer Art ein unübertroffenes Meisterstück ist. Für die Stimmung, die infolge der Enttäuschung der Hoffnungen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschte und immer weiter um sich griff, gibt es kaum ein bezeichnenderes Literaturdenkmal als diese mit Anspielungen auf tausenderlei Dinge und Verhältnisse vollgepfropfte Komödie. Über alles, was dem Dichter in der Politik und Verwaltung, im öffentlichen und bürgerlichen Leben, in der Literatur und in den Wissenschaften schädlich oder veraltet, zopfig und erneuerungsbedürftig zu sein schien, schwang er mit aristophanischer Ausgelassenheit, aber mit deutlich durchführbarem Ernst die Peitsche.

Das Werk erregte bei seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen, hatte für Prutz aber auch die unangenehme Folge, daß ihm der Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gemacht wurde. Da wandte sich der Dichter mit würdigen Worten unmittelbar an den König, der großherzig genug empfand, das Verfahren niederzuschlagen, ja sogar die Erlaubnis zu literarhistorischen Vorlesungen in Berlin erteilte. Das war ein großes Entgegenkommen gegen einen Mann, der wegen seiner ungescheuten politischen Betätigung den Behörden stark verdaßlich war. Aus Jena, wo Prutz eine Professur zu erlangen hoffte auf Grund einer vortrefflichen Untersuchung über den „Göttinger Dichterbund“, hatte man ihn sogar ausgewiesen. Rasch bekannt gemacht hatte er sich schon vorher als eifriger Mitarbeiter der Salleschen Jahrbücher; damals schon, seit 1839, suchte er dahin zu wirken, daß sich die Literatur dem nationalen Gedanken annäherte und ihn in sich aufnahm. Die Poesie — so forderte er später — solle aufhören, nur immer zu jubeln und zu drohen, zu jauchzen und zu klagen, sie solle mit Hand anlegen zum Aufbau unseres Vaterlandes, nur dann werde sie aus einer Poesie der Jünglinge und Weiber zu einer Poesie der Männer werden. In diesem Sinne schrieb er selbst seine politischen Gedichte:

Drum, was die Neunmalweisen
Auch predigen und preisen,
Wir dulden ihren Spott.
Wir streuen doch zu Taten,
Zu künftigen, die Saaten —
Nun mag die Frucht beraten
Der allerhöchste Gott!

Wie alle die politischen Dichter jener Zeit, die Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Rinkel, Dingeldeit, Gottschall, so beherrschte auch Prutz die Überzeugung, daß sein Wirken in Poesie und Prosa ein wahrer Dienst am Vaterlande sei, ein

Bauen am Freiheits- und Einigungswerk Deutschlands, ein Fördern der nationalen Erziehung unseres Volkes. Viele Samenförner, die damals ausgestreut wurden, sind erst in unserer Zeit aufgegangen; die Bedeutung so mancher Frucht, die damals gepflanzt worden, haben wir jetzt erst recht erkannt. Robert Pruh war einer der eifrigsten Wegebereiter der deutschen Zukunft. Das Ziel hatte er stets unverrückt im Auge; uneigennützig strebte er ihm zu. Eine Anerkennung wurde ihm zuteil, als ihn die deutsche Schillerstiftung unter ihre lebenslänglichen Pensionäre aufnahm. Wahre Triumphe feierte er auf seinen Vortragsreisen. Als öffentlicher Redner wirkte er ja eine unvergleichlich größere Wirkung aus, als sie ihm als akademischer Lehrer beschieden sein konnte. Nur wenige Jahre bekleidete er das Amt eines außerordentlichen Professors für Literaturgeschichte in Halle. Noch wichtiger und nachhaltiger als durch seine Reden wirkte er aber durch seine höchst fruchtbare Tätigkeit als Schriftsteller und Journalist. Das „Deutsche Museum“, das er 1851 in Verbindung mit Wolffsohn begründete, machte er rasch zu einer der angesehensten und beachtetsten Zeitschriften. Seine vielseitige Bildung, sein Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl, sein festes Vertrauen auf die deutsche Zukunft, sein reger, schnell auffassender Geist — all das befähigte Pruh wie wenige andere, in jener Überlegenheit ein Führer und Berater zu sein.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine Kriegsschule für Pferde in Frankreich. Da der Pferdebestand in Frankreich schon längst durch die großen Bedürfnisse im Kampfgebiet aufgebraucht ist, sehen die Franzosen sich bekanntlich genötigt, wenigstens den dringendsten Erfordernissen an Pferdmaterial durch die Einfuhr ausländischer Tiere stattzugeben. Ein erheblicher Teil der französischen Kriegspferde wird seit Monaten durch die englischen Bundesgenossen geliefert, und zwar aus Kanada, das die Pferdereiche unter den englischen Kolonien ist. Aber mit der Ausschiffung der kanadischen Pferde in Frankreich ist die Sache noch lange nicht erledigt, denn es handelt sich meist um in der Eile eingefangene, noch unberittene, also wilde Pferde, die man erst zähmen und hierauf für die Besonderheiten des Kriegsdienstes brauchbar machen muß. So gibt es in Frankreich regelrechte Kriegsschulen, in denen die kanadischen Pferde, nicht immer mühelos, abgerichtet werden. Eine interessante Schilderung einer solchen Pferde-Kriegsschule in der Bretagne entwirft ein französischer Kavallerieoffizier im „Journal“: „Inmitten der Bretagne, in der Nähe einer alten, grünen Mühle und eines kleinen Landgutes, nimmt man die kanadischen Pferde in Empfang, um sie zu zähmen und für den Kriegsdienst abzurichten. Zuerst werden die frisch angekommenen Pferde auf mit Bäumen umgebene Wiesen gelassen, wo sie sich einige Tage lang frei und unbehindert tummeln dürfen. Hierzu sucht man besonders sumppige und lehmige Gegenden aus, um die Tiere an die ja bekanntlich nicht sehr angenehmen Bodenverhältnisse an der Front zu gewöhnen. Dann werden die wildesten Pferde abgefordert und einer teilweisen Hungerzeit ausgesetzt, um so ihr allzu wildes Temperament zu dämpfen und Unglücksfälle bei der Dressur zu verhüten. Reist muß man sie zu Fall bringen und am Boden festhalten, um ihnen zum ersten Mal die Zügel anzulegen. Die Pferde werden mit Lasso gefangen und gebändigt und nach und nach an die ihnen bevorstehende Unfreiheit gewöhnt. Wenn man diese Pferdeschulen in der friedlichen Natur der stillen Bretagne besucht, könnte man glauben, sich im wilden Westen unter Cowboys und Farmern aufzuhalten. Manche Pferde sind anfangs so unfeigbar, daß sie die Männer niederwerfen und nach allen Seiten um sich beißen. Nach und nach werden die Pferde wieder besser ernährt, gereinigt, Mähnen und Schweifshaare werden beschnitten, und so verwandeln sich die wilden Tiere allmählich in zivilisierte Pferde, die sich äußerlich nicht mehr von ihren Stammesgenossen in Europa unterscheiden. Die weitere Dressur wird teils an der Reine, teils im Sattel vorgenommen. Dann erst werden die Hufe beschlagen und anfangs kurze, später ausgedehntere Ritze über die Straßen unternommen. Endlich, wenn die Pferde alle Prüfungen

überstanden haben, dem Reiter gehorchen und auch vor Lärm und anderen Überraschungen nicht zurückschrecken und vor keinem unermuteten Hindernis mehr scheuen, werden sie an die Front gebracht, um nunmehr ihre Fähigkeiten im Heeresdienst praktisch zu erweisen.“

Die „grüne Gräfin“. Wie in der englischen Presse berichtet wird, nahm an den Aufständen in Dublin auch eine angeblich polnische Gräfin Markievicz führenden Anteil. Wenn auch bisher Einzelheiten über die Persönlichkeit und die Geschichte dieser Frau, die unter den revolutionären Iren durch ihre Energie und Tapferkeit hervortrat, ausstehen, so hat doch schon die Tatsache ihres Auftretens in den Straßenkämpfen sie zu einer ebenso geheimnisvollen wie romantischen Erscheinung gestempelt, über deren Wesen das englische Publikum sich den Kopf zerbricht. Der einzige genaue Bericht über die Gefangennahme der Gräfin Markievicz stammt von dem nach Irland entsandten Sonderberichterstatter der „Daily Mail“, der folgende Schilderung des Vorganges gibt: „Die Einzelheiten der Gefangennahme der Gräfin Markievicz, die sich mit einer Gefolgschaft von 120 Rebellen ergab, nachdem sie an deren Spitze das königlich ärztliche Institut besetzt hatte, wurden mir von einem Bürger Dublins, der Augenzeuge war, genau beschrieben. Die Gräfin verteidigte das von ihren Leuten besetzte Gebäude mit beispiellosem Mut. Es war eine der letzten im Besitz der Rebellen befindlichen Ortschaften, die zur Übergabe gezwungen wurden. Endlich, als der Kampf völlig aussichtslos geworden war, ließ die Gräfin die Flagge der Rebellen von dem Gebäude herunterholen und eine weiße Flagge hissen. Dies geschah um 8 Uhr morgens. Hierauf wurde eine Abordnung zu dem das angreifende Militäraufgebot befehligen Offizier gesandt, die ihm mitteilte, daß die „Garntson“ sich um 11 Uhr vormittags übergeben würde. Genau zur festgesetzten Zeit verließ die Gräfin das Gebäude, gefolgt von ihren Leuten, die zu zwei und zwei in Reih und Glied hinter ihr marschierten. Die Gräfin trug ein kurzes grünes Kleid, einen grünen Hut mit einer grünen Feder, alles an ihr war grün, selbst das Leder der Schuhe. Es war der seltsamste Anblick, den man sich überhaupt vorstellen kann. Sie führte ihre Mannschaften zu den britischen Truppen, salutierte vor dem kommandierenden Offizier und küßte ihren Revolver, bevor sie ihn abgab. Denn sagte sie schlicht und kurz: „Ich bin bereit.“ Seit diese Schilderung in dem Londoner Blatt erschien, wird die geheimnisvolle Rebellenführerin deren Persönlichkeit und Schicksal noch der Aufmerksamkeit harren, in England allgemein die „grüne Gräfin“ genannt.

Die Flucht der amerikanischen Priester auf die Varietébühne. Daß auch in dem goldstrotzenden Amerika das Geld nicht auf der Straße liegt und sogar manche Verurteilung, die schon aus ethischen Gründen vor materiellen Sorgen geschützt sein sollte, dem Kampf um das tägliche Brot unter alles weniger als günstigen Bedingungen ausgesetzt ist, können am besten die amerikanischen Geistlichen bezeugen. Ein ausführlicher Artikel in der New Yorker „Times“ lenkt von neuem die öffentliche Meinung auf dieses sehr große Kreise treffende Übel. Den Anlaß hierzu bot die vielbesprochene Tatsache, daß wieder einmal ein amerikanischer Prediger austrat, um durch Singen auf Varietébühnen ein besseres Auskommen zu erlangen. Auf die diesem Geistlichen gemachten Vorhaltungen entgegnete er, daß er es für moralischer halte, durch ehrliche Arbeit auf der Varietébühne Geld zu verdienen und so seine Schulden zu bezahlen, statt Psalmen zu singen und die Schar seiner hoffnungslosen Gläubiger andauernd zu vermehren. Tatsächlich ist keine Verurteilung in den Vereinigten Staaten schlechter bezahlt als der Predigerstand. Weniger als 2 Prozent der amerikanischen Kirchengemeinden zahlen ihren Geistlichen 8000 Dollar im Jahre, die Hälfte der Gemeinden zahlt bloß 1000 Dollar, ein Viertel sogar nur 500 jährlich. Hieraus ergibt sich für den amerikanischen Prediger ein Durchschnittsgehalt von nicht mehr als 800 Dollar im Jahre. Dies sind, wie die New Yorker „Times“ betonen, keine genügenden Gehälter für Leute, die ernste Studien und den Besuch der geistlichen Schule hinter sich haben müssen, um überhaupt erst ihren Beruf ausüben zu können. Hier sei dringende Änderung nötig, damit es nicht zu einer regelrechten Flucht der Geistlichen aus der amerikanischen Kirche komme.